

# Berggeist.

## Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 23.

Oravicza, den 5. Mai 1895.

1. Jahrgang.

### Natalie.

Roman von B. Corony.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

„Hast Du Dich denn genau über das Vorleben dieser Bittstellerin informiert?“

fuhr Bernau zu Natalie gewendet, fort, unwillkürlich in einen inquirierenden Ton verfallend.

„Ja — nein — das heißt — freilich, so weit es möglich und möglich war“, erwiderte sie verwirrt und ungeduldig.

„Seitdem man weiß, daß ich reich bin, werde ich überhaupt mit derartigen Gesuchen förmlich überschwemmt. Soll ich da erst jedesmal eine vollständige Biographie zu hören verlangen? Das würde mir zu lästig sein. Lieber gebe ich von meinem Ueberflusse hin, ohne lange zu fragen.“

„Ich table Dich darum nicht, sondern lobe vielmehr Deine Wohlthätigkeit; aber es giebt Personen, die man absolut fern halten muß und deren Fuß niemals die Schwelle eines Hauses überschreiten sollte, in welchem Tugend und Ehrenhaftigkeit wohnen. Da ich Gründe habe, zu glauben, daß jene Frau zu ihnen gehört, so bitte ich Dich, sie künftig nicht mehr vorzulassen.“

„Der Herr Rechtsanwalt spricht dieselbe Meinung aus, welche ich bereits wiederholt äußerte“, bemerkte die Gesellschafterin. „Ich warnte Sie schon.“

„So war die Fremde gestern nicht zum ersten Male hier?“ rief Bernau

es sich etwa um einen Freundschaftsbunden ich mit einer unter mir stehenden Person schließe? Keineswegs! Das Darreichen einer Geldspende kann mich doch nicht erniedrigen. Uebrigens wird die Frau auch wohl zu hart beurtheilt. Sie hegt den Wunsch, sich ehrlich zu ernähren.“

„Welchen Erwerbszweig gebent sie denn zu ergreifen?“

„Sie übernimmt einen Laden mit feinen Parfümerien und da sie ihre Kunden bis auf Weiteres selbst bedienen wird, muß sie sich natürlich elegant und der herrschenden Mode gemäß kleiden. Das verlangt man heutzutage.“

„Hat sie die zu dieser Uebernahme erforderliche Summe von Dir erhalten?“

„Ja!“

„Eine wahrhaft fürstliche Großmuth, die wenig Beispiele zählen dürfte“, schaltete die Gesellschafterin ein. Leiser Spott schien aus diesen Worten zu klingen, aber um die Lippen der alten Dame spielte dabei ein verbindliches Lächeln.

„Ich bin reich genug, um nicht kargen zu müssen“, erwiderte Natalie kurz und hochmüthig.

Wie stets, wenn sie sich beleidigt fühlte, stand Frau Keller auf und verließ das Zimmer.

„Natürlich steht Dir freie und unum-



Natalie. „Was erpreßt Dir Thränen an einem Tage, der Dich stolz und glücklich machen sollte?“ fragte sie.

mißbilligend.

„Nein“, entgegnete Natalie, deren weiße Zünger nervös mit dem goldenen Theelöffelchen spielten. „Ich sehe aber gar nicht ein, warum dieser gleichgiltigen Sache solche Wichtigkeit beigelegt wird. Handelt

gen zu müssen“, erwiderte Natalie kurz und hochmüthig.

Wie stets, wenn sie sich beleidigt fühlte, stand Frau Keller auf und verließ das Zimmer.

„Natürlich steht Dir freie und unum-

schränkte Verfügung über Dein Eigenthum zu“, unterbrach der Rechtsanwalt das plötzlich eingetretene unbehagliche Schweigen.

„Der Reichthum verpflichtet zur Wohlthätigkeit, allein man kann diese auch ausüben, ohne in persönlichen Verkehr mit den Unterstützungsbedürftigen zu treten, wenn man nicht überzeugt ist, vollkommen achtungswürdige Menschen vor sich zu haben. Ich will Dir erklären, warum ich Mißtrauen faßte gegen diese Frau. Wie heißt sie doch?“

„Klara Weidner,“ entgegnete sie jetzt mit angenommener Gleichgiltigkeit.

„Weidner?“ rief Bernau überrascht. „Weidner? Der Name ist mir so bekannt, als hätte ich ihn bereits früher gehört — als knüpfte sich irgend ein Geheimniß daran. Das — ah! jetzt besinne ich mich: es ist derselbe Name, den Alföld damals mit so großer Mühe auf ein Stück Papier schrieb und den zu entziffern mir erst nach geraumer Zeit gelang. In welcher Beziehung standen diese Leute zu ihm?“

„Ich war in seine Geheimnisse nicht eingeweiht,“ erwiderte Natalie, während ihre Wangen sich flüchtig rötheten. „Der Mann kam mehrmals wegen eines Darlehens, wurde aber wiederholt abgewiesen. Darf man seiner Gattin glauben, so haben die Wucherzinsen ihn, wie so manchen Anderen, zu Grunde gerichtet. Unter den hinterlassenen Papieren Alfölds fand sich auch ein von Paul Weidner ausgestellter Schuldschein. Ich zerriß ihn. Indem ich den Weiden die Mittel gebe, ein neues Leben zu beginnen und sich vor gänzlicher Verarmung zu retten, meine ich das Unrecht, welches der Verstorbene beging, zum Theil wieder gut zu machen.“

„Das ist edel gedacht! In Deinen Händen werden die auf unrechtmäßige Weise erworbenen Reichthümer einem guten Zwecke dienen.“ rief der Rechtsanwalt. „Meine Warnung in Bezug auf Klara Weidner muß ich jedoch wiederholen. Abgesehen davon, daß das ganze Auftreten der Frau einen abstoßenden Eindruck machte, traf ich sie auch gestern im vertraulichsten Gespräch mit einem Menschen, dessen Ruf der denkbar schlechteste ist. Franz Urban saß bereits wiederholt auf der Anklagebank und ich halte ihn jeder schändlichen That für fähig. Versprich mir, daß Du ihr nie wieder gestatten willst, in dieses Haus zu kommen!“

„Ich verspreche es —“ erwiderte sie nach kurzem Zögern. „Doch lassen wir nun dieses Thema fallen. Ein ganzer langer Tag verfloß, ohne daß ich Dich gesehen hätte; Du kannst also wohl denken, wie unendlich viel ich Dir jetzt zu sagen habe. Mir scheint es, als wären wir ein Jahr getrennt gewesen. Ach, was für Pläne und Entwürfe machte ich gestern! Weißt Du, die Zukunft erscheint mir wie ein Feengarten, in den ich voll seligen Staunens blicke, an dessen Pforte ich zitternd vor Sehnsucht und wonniger Erwartung siehe und mich immer und immer wieder frage: ob es mir denn auch wirklich vergönnt sein wird, einzutreten.“

Zuweilen erfährt mich ein unbejährlisches Angstgefühl. Mir ist dann zu Muth, als müsse sich plötzlich ein rasender Sturmwind erheben, alle die blühende Herrlichkeit vernichten und den goldenen Tempel meiner Hoffnungen zertrümmern und in den Abgrund schleudern. Ich habe oft recht düstere Ahnungen. Doch wer so namenlos liebt, wie ich, fürchtet bei nicht immer, sein Theuerstes zu verlieren? Empfindest Du eben so? Läßt auch Dich das Uebermaß des Glückes hängen für seine Dauer?“

„Nein! Ich vertraue meinem guten Stern,“ sagte Bernau, tief in ihre Augen blickend, „aber damit er immer so hell und freundlich strahlt, wie jetzt, darf es nichts Todtgeschwiegenes zwischen mir und Dir geben. Wir sind allein, und ich möchte eine ernste Angelegenheit besprechen.“

Natalie wurde wieder unruhig.

„Ich fürchte derartige Einleitungen,“ bemerkte sie, „gewöhnlich folgt etwas recht Unangenehmes nach. Es ist, als ob heute der Zauber dieser Stunde ungestörten Beisammenseins immer wieder gewaltsam gebrochen werden sollte. Ich verlange, daß Du jetzt an nichts Anderes denkst, als an unsere Liebe,“ fügte sie mit verdoppelter Glut hinzu, „daß Du, so wie ich, Alles vergißt über den einen berausenden Gedanken: bald auf immer vereint! Fällt Dir das wirklich so schwer?“

„Du bist eine süße Schwärmerin,“ erwiderte er, den Arm um sie legend, „aber ich darf mich, gerade um unseres künftigen Glückes willen, nicht in holde Träume versenken und darüber die Wirklichkeit außer Acht lassen. Wenn ich eine Gefahr erkenne, muß ich ihr entgegentreten.“

„Eine Gefahr? Wo siehst Du sie?“

„In dem Reichthum, der Dir plötzlich wie eine goldene Fluth zuströmte. Wir sprachen schon einmal ausführlich über diesen Punkt, ich will daher nicht nochmals die Gründe aufzählen, um bereuwillen ich wünschte, Du wärest nicht die Universalerin Alfölds geworden, jedoch —“

„O, bitte, lasse das!“ rief sie lebhaft.

„Der alte Mann hat nun einmal so entschieden und dieses Vermögen ist mein rechtmäßiges Eigenthum. Jeder Andere würde es eben so ruhig angenommen haben, wie ich. Das Erbe ablehnen, wäre ein Ebelmuth gewesen, den Niemand anerkannt, über den man höchstens gelacht hätte. Und dann — siehst Du, ich gestehe meine Schwäche ein: es ist doch etwas Wunderbares, wenn man nur zu wollen braucht, um das Verlangte auch schon zu besitzen. Erfindet eine exzentrische Phantastie das Kühnste, Unglaublickste — gleich sind mehr als hundert geschickte Hände bereit, es auszuführen und dem Traumgebilde eine greifbare Gestalt zu geben. O, es ist herrlich, niemals hemmende Schranken zwischen sich und seinen Wünschen zu fühlen, sich nie die alle Lust und Begeisterung tödtende Frage vorlegen zu müssen: Darf ich auch so weit gehen? Uebersteigt dieses oder jenes nicht, was ich meiner Rasse zumuthen kann? Werde ich den Genuß, den ich mir jetzt gönne, später nicht mit peinlichen Selb-

verlegenheiten büßen?“ Nein, ein Verzicht auf diesen Reichthum würde mich unglücklich machen. Ich zweifle, daß ich überhaupt die Kraft — die Seelengröße besäße, dem zu entsagen, was mir ein freundliches Geschick zuwendete. Zürnst Du mir deshalb?“

„Nein. Ich konnte kaum eine andere Antwort erwarten und bin auch weit entfernt, etwas Ueberschwängliches von Dir zu verlangen.“

„Wir werden ja auch viel Gutes stiften und einen großen Theil des Besitzes in segensbringender Weise verwenden. Und Du, der so ausgeprägten Sinn für alles Schöne, für die erhabenen Werke der Kunst hat, denke nur, wie zaubervoll wir unser Heim gestalten wollen! Das Haus des Herrn Rechtsanwaltes soll einem Palast gleichen. Eine prachtvolle Gemäldesammlung —“

Eine abwehrende Bewegung Bernaus machte sie verstummen.

„Gerade in dieser Hinsicht habe ich eine sehr ernstliche Bitte an Dich zu richten“, sagte er mit großer Entschiedenheit. „Ich kann und will Dir nicht zumuthen, auf den Reichthum, dessen Besitz Dich so sehr beglückt, zu verzichten; aber ein Opfer muß ich dennoch von Dir fordern.“

„Welches?“ fragte sie befangen.

„Diesen übertriebenen Luxus einzuschränken oder Dich wenigstens an den Gedanken zu gewöhnen, daß Du als meine Gattin viel weniger Prunk entfalten wirst, als jetzt.“

„Aber warum das? Was nöthigt mich dazu? Unsere Einkünfte sind doch bedeutend genug, daß wir nicht zu rechnen brauchen. Welche Ursache liegt diesem seltsamen Verlangen zu Grunde?“

„Das sollst Du erfahren und ich zweifle nicht, daß Du sobald vollständig mit mir übereinstimmen wirst. Von verschiedenen Seiten wurde das Gerücht ausgesprengt, ich hätte Kenntniß von den Absichten Alfölds erlangt, ehe ich um Dich warb, meine Ehre steht mir zu hoch, als daß mich derartige Verleumdungen nicht empfindlich verletzen sollten. Von einem Mitgenuß dieses Erbes meinerseits kann daher nie die Rede sein.“

„Wie?“ rief Natalie mit dem Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung. „Dieses eben so albernen als bössartigen Geschwäzes wegen, welches höchstens ein geringschätzendes Lächeln verdient, willst Du mich der Sonne berauben, mit Dir zu theilen, was mein ist? Ich habe es mir so entzückend gedacht, immer wieder Neues zu ersinnen, um Dein Leben zu schmücken. Die Tage sollten sich wie eine Freudentette aneinander reihen und nun wird mir diese süße Hoffnung plötzlich genommen! Selten Dir denn meine Wünsche weniger als das Gerede der Menschen? — Wenn das der Fall ist, muß ich dann nicht fürchten, das es Denen, die mir übel wollen, gelingen könnte, mich aus Deinem Herzen zu verdrängen? Man wird es auch nicht an boshaften Bemerkungen über mich und das Unglück meines Vaters fehlen lassen und wer weiß, ob Du Dich nicht eines Tages Deiner Wahl schämt.“

„Nein, liebe Natalie! Ich glaube an Dich und an die Ehrenhaftigkeit des Dahingegangenen und hoffe zuversichtlich, es wird uns Beiden dereinst vergönnt sein, den Flecken von seinem Andenken zu tilgen. Kaslos, gleich Dir, dem finsternen Geheimniß nachzuforschen, gelobte ich Deiner Mutter. Mein Wort zu halten bin ich ihr und dem Namen des Verstorbenen schuldig. Aber indem ich diese heilige Aufgabe übernehme, habe ich doppelt die Pflicht, über meinen eigenen Namen zu wachen. Ich darf nicht dulden, daß er in Verbindung mit einem erniedrigenden Verdachte genannt wird. Unter keinen Umständen werde ich jemals auch nur einen Pfennig von dem Alfeld'schen Gelde berühren; deshalb muß in unserem Ehevertrage die Gütergemeinschaft ausgeschlossen sein. Ich sehe Thränen in Deinen Augen glänzen und begreife wohl, daß Dir mein Entschluß peinlich ist.“

„Ja! Es kränkt mich mehr als ich sagen kann“, rief Natalie, deren Wangen plötzlich erglühten. „Es scheint mir, als baue er eine trennende Mauer zwischen uns auf. Dieses Zurückweisen alles dessen, was Dir darzubringen mich so froh machen würde, weht mich wie ein eifriger Lusthauch an.“

„Und doch biete ich Dir gerade jetzt Gelegenheit, mir den schönsten Beweis Deiner Liebe zu geben, indem Du die von mir angeführten Gründe achtest, Deine Wünsche den meinen unterordnest und einwilligst, Dich als Gattin eines Rechtsanwalts, der erst noch Karriere machen muß, einstweilen mit einer Häuslichkeit zu begnügen, der es zwar nicht an Eleganz und Komfort fehlen wird, die aber doch weit hinter dem prunkenden Ideal zurückbleiben dürfte, welches Du Dir geschaffen hast.“

„Kann nichts Dich bewegen, Deinen Voratz aufzugeben?“ fragte sie leise. „Vielleicht später, wenn —“

„Nicht jetzt und nicht später!“ erwiderte er rasch. „Für mich darf dieses Vermächtniß nicht existieren. Versuche Dir doch selbst die ganzen Verhältnisse klar zu machen, und Du wirst zugeben, daß ich nicht anders handeln kann.“

Noch lange sprach er zu ihr, bald zärtlich und bittend, bald ernst und mahnend, die ganze Kraft seiner Beredsamkeit anbietend, und beinahe wollte etwas wie Unmuth gegen die Geliebte in ihm aufwallen, als er sie mit gesenktem Blicke und einem unendlich herben Zug um die fest geschlossenen Lippen schweigend neben sich sitzen sah. Dieses Festhalten an verschwenderischen Gewohnheiten, die sie in unglaublich kurzer Zeit angenommen hatte, dieser Hang zu prunken und die Welt mit dem glitzernden Schimmer des Reichthums zu blenden, war zwar immerhin eine verzeihliche Schwäche, aber doch ein Zug, der ihr Wesen entscheidend beeinträchtigte.

Minutenlang blieb sie still und regungslos; als sie dann wieder den Kopf erhob, hingen zwei Thränen wie Thaperlen an ihren Wimpern. „Ich habe bereits einsehen gelernt, daß es vergeblich ist, gegen Deinen Willen anzukämpfen“, sagte sie mit bitterer Behmuth. „Du legst der öffent-

lichen Meinung eine Wichtigkeit bei, die sie in meinen Augen nicht hat. Weit entfernt, mich ihr zu beugen, würde ich höchstens zum Troß herausgefordert. Es mag thöricht, unedel, tabelnwerth sein — aber ich leugne nicht, daß es mir besonderes Vergnügen gewährt, das Gold, um dessentwillen ich so sehr beneidet und angefeindet werde, vor den Blicken dieser Mißgünstigen funkeln zu lassen. Doch das ist kleinlich und kindisch gedacht — ich gestehe es ein — aber namenlos beglückt hätte es mich, im Verein mit Dir in den Genüssen zu schwelgen, die nur der Reichthum zu bieten vermag. Du willst es nicht — und ich füge mich. Das wird vielleicht nicht leicht sein. — Gegenwärtig ist es, als wäre ein dunkler Vorhang vor all die lachenden Bilder gezogen worden, die meine Seele erfüllten. Ich werde lange Zeit brauchen, ehe es wieder hell und freundlich in mir wird — — gleichwohl verspreche ich Dir, daß ich den fruchtlosen Versuch, Deine Anschauungen zu widerlegen, nicht erneuern will.“

XXIII.

Ungefähr sechs Wochen waren seit diesem Gespräche verstrichen, als ein eleganter Wagen, in welchem Natalie an Bernau's Seite saß, durch die Straßen H. . . s rollte. Im Begriffe, ihre Brautvisiten zu machen, suchte sie unwillkürlich zusammen, als sie plötzlich Klara Weidner bemerkte, die, eben aus einem Laden kommend, ihr mit frecher Vertraulichkeit zulächelte. Es dämmerte der Erschrockenen ein böses Omen, daß dieses Weib gerade jetzt vor sie hintraten mußte. Verstimmung und seltsame Beklemmung bemächtigten sich ihrer. Der Ausdruck frohen Stolzes, den ihr schönes Gesicht eben noch gezeigt hatte, schwand und die dunklen Augen blickten lange und scheu zu dem Bräutigam hinüber, von welchem jedoch die fatale Begegnung unbemerkt geblieben war. Ernste, trübe Gedanken beschäftigten ihn. Die Eltern hatten sich durchaus nicht einverstanden mit seiner Wahl erklärt und die Braut trotz ihrer seltenen Schönheit, ihres Reichthums und einschmeichelnden Benehmens ohne alle Herzlichkeit empfangen. Auf ein inniges Verhältniß zwischen den alten Leuten und der künftigen Schwiegertochter durfte kaum gerechnet werden. Dieses Ziel hätte Natalie nur durch das Uebervollste, bescheidenste Entgegenkommen, die größte Geduld und Sanftmuth, die Fähigkeit mit echt weiblicher Ausdauer und Langmuth ein Vorurtheil zu bekämpfen, erreichen können, diese wesentlichen Eigenschaften fehlten jedoch dem ungestümen, kräftig eingreifenden, gebieterisch auftretenden Mädchen. Wo sie nicht (wie Alfeld gegenüber) zur Verstellung genöthigt war, gab sie sich wenig Mühe, die herben Seiten ihres Charakters zu verschleiern und die Schwächen Anderer mit besonderer Milde zu schonen. Allerdings hatte sie die Eltern Bernaus mit töchterlicher Zärtlichkeit begrüßt, als diese sich jedoch zurückhaltend zeigten, hatte sie den Versuch, das Wohlwollen Jener zu gewinnen, sofort wieder aufgegeben, so daß die erste Zusammenkunft, weit entfernt, die unsichtbaren Fäden

der Sympathie um Natalie und die alten Leute zu weben, nur eine gegenseitige Aversion im Gefolge hatte.

Der Rechtsanwalt hatte die zu erstattenden Besuche auf das geringste Maß beschränkt, konnte aber nicht unterlassen, seine Braut in mehreren Häusern vorzustellen, in welchen er sonst gastfreie Aufnahme gefunden hatte. Man fuhr zuerst bei dem Staatsanwalt von Lambert vor. Der mit den Karten hinaus gesandte Diener kam jedoch sogleich wieder zurück und meldete, daß Niemand von den Herrschaften anwesend sei.

Rudolph athmete wie von einer Last befreit auf. Er kannte Frau von Lambert, geborne Baronesse von Hübner, als sehr stolz und unzugänglich und pries den glücklichen Zufall, der hier waltete. Dieser Zufall wiederholte sich jedoch an zweiter und dritter Stelle.

„Das ist seltsam —“ sagte Natalie mit leicht bebender Stimme.

„Es trifft sich zuweilen so. — Auf diese Weise wird viel Langeweile erspart. Wir dürfen uns gratuliren“, scherzte Bernau, aber sein Lachen klang gezwungen und zwischen seinen Augenbrauen entstand eine scharfe Falte. Wieder hielt der Wagen vor einer kleinen zierlichen Villa, welche Burgsdorf mit seiner unverheiratheten Schwester bewohnte. Als der Diener diesmal zurückkehrte, meldete er: Der Herr Hofrath sei noch nicht von dem Spaziergang zurück, aber das Fräulein lasse bitten.

Mit einem Seufzer der Erleichterung vernahm Natalie diese Worte und betrat bald darauf ein ziemlich altmodisch eingerichtetes Empfangszimmer, welches weniger auf Eleganz als auf Behaglichkeit Anspruch machen konnte. Die Möbel waren etwas herb für den nicht großen Raum. Alles in Allem empfing man den Eindruck, über der Thüre müsse die Devise: „Bequem und gemüthlich“ angebracht sein. Mit dieser Einrichtung harmonierte auch die Erscheinung der älteren Dame, welche sich aus einem Lehnstuhl erhob, um das Brautpaar zu begrüßen.

Helene Burgsdorf zählte bereits über fünfzig Jahre und war niemals hübsch gewesen, doch in ihrem Gesicht sprachen sich scharfer Verstand und unerkennbare Gutmüthigkeit aus. Etwas „geradezu“ in ihrem Wesen, verstand sie es vortreflich der Anmaßung, dem Eigendünkel oder der lächerlichen Geziertheit entgegenzutreten und wußte sich daher in Respekt zu setzen. Es hieß, der Hofrath stehe auch ein wenig unter ihrem Pantoffel. Das wurde freilich lebhaft von ihm bestritten, aber die alte Hanne, welche das Geschwisterpaar seit einer langen Reihe von Jahren bediente, behauptete: im Hause habe nur der Wille des Fräuleins Geltung; das müsse sich sogar der Herr gefallen lassen. Dabei fahre er aber nicht schlecht, denn er werde gepflegt und verhält sich wie ein kleines Kind, obgleich mitunter auch wie ein solches gescholten. Aber Alles nur zu seinem Besten. Das wisse er auch und deshalb lasse er der Schwester das Regiment.

Helene heftete einen langen forschenden Blick auf das schöne Mädchen, welches unwillkürlich erröthete und sich des Gedankens nicht erwehren konnte: diese klugen grauen Augen vermöchten sehr scharf zu sehen. Zugleich überlegte Natalie aber auch, daß es für die zukünftige gesellschaftliche Stellung von nicht zu unterschätzendem Vortheil sein würde, wenn es ihr gelänge, die Freundschaft der alten Dame zu gewinnen und gewissermaßen unter ihrem Schutze in die Welt zu treten.

„Seien Sie willkommen!“ rief Fräulein Burgsdorf mit sonorer Stimme. „Empfangen Sie beide meine aufrichtigsten Glückwünsche!“

„Für welche ich um so dankbarer bin, als es die ersten sind, die mir heute zu Theil werden. Wir hatten das Mißgeschick, bis jetzt Niemand zu Hause zu treffen“, erwiderte die Braut, indem sie die kräftige, etwas harte Hand, die ihr dargereicht wurde, mit warmem Druck umfaßte.

Der bescheidene, von leiser Behmuth durchzitterte Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, blieb nicht ohne Eindruck auf Helene, es drängte sie, dem Mädchen etwas Liebenswürdigen, Ermunterndes zu sagen, bevor sie es aber thun konnte, erschien der Hofrath. Er warf einen raschen Blick auf seine Schwester, gleichsam um auf ihrem Gesichte zu lesen, welche Meinung sie sich gebildet habe und begrüßte die jungen Leute dann freundlich, wenn auch ein wenig zurückhaltend.

Während er sich in ein Gespräch mit Bernau vertiefte, nahmen die beiden Damen auf einem Ecksofa Platz und waren bald ebenfalls in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Wozu sollte ich mich selbst zu täuschen suchen?“ äußerte Natalie im weiteren Verlaufe des Gesprächs Fräulein Burgsdorf gegenüber. „Weit entfernt an einen Zufall zu glauben, bin ich jetzt fest überzeugt, daß man sich verleugnen ließ, auf diese Weise andeutend, man verschmähe es, in näheren Verkehr mit mir zu treten. Ob es mir wohl jemals gelingen wird, diese Voreingenommenheit zu bestreiten? — Fast zweifle ich daran und beklage die herbe Zurückweisung um Rudolphs willen. Ich weiß, er fühlt sich in tiefster Seele verletzt. — Doppelt wohlthuend berührte mich daher die gütige Aufnahme, welche ich in Ihrem Hause fand. Wäge mir nur Niemand dieses beglückende Wohlwollen rauben! Man wird Ihnen vielleicht Ihre Güte gegen mich zum Vorwurf machen.“

„Damit würde man nicht viel ausdrücken, mein liebes Fräulein,“ entgegnete Helene. „Ich pflege mit meinen eigenen Augen zu sehen und nicht mit denen anderer. Wenn ich auch keineswegs behaupten will, von allen menschlichen Schwächen frei zu sein, so darf ich mir doch das Zeugniß ausstellen, daß ich erstens keine Vorurtheile hege und mich zweitens nicht beeinflussen lasse. Nein, sogar von meinem Bruder nicht. Ich verachte die Leute, welche sich nicht getrauen, eine eigene Meinung zu haben und immer sorg-

fältig das Terrain rekonoszieren, ehe sie ihre Ansicht aussprechen. Wenn ich denke, daß Jemand ungerecht angegriffen wird, so führe ich seine Sache wie ein Advokat und es kümmert mich wenig, ob man die Achseln darüber zuckt oder nicht. Ich beobachte und prüfe selbst und brauche Keinen, der mich auf Dieses oder Jenes aufmerksam macht.“

„Und gewiß ist Ihr Scharfblick nicht leicht zu täuschen!“

„Leicht? Nein, sicher nicht! — Wer das zu Stande bringt, muß weit vorgeschritten sein, in der traurigen Kunst der Heuchelei und Verstellung. Trübe Erfahrungen habe ich übrigens auf diesem Felde auch schon gesammelt. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, wenn man für Jemand einsteht wie für sich selbst und dann eines Tages Dinge entdeckt, daß man sich in die eigene Seele hinein für ihn schämen möchte. — Nun, das kommt glücklicherweise selten genug vor, geschieht es aber einmal, dann denke ich mir: Ich bin doch mehr werth, als Dul und Sorge dafür, daß mir der Betreffende künftighin hundert Schritte vom Leibe bleibt; denn die Lüge ist etwas Häßliches, mit dem ich nichts zu thun haben will. Ich könnte Ihnen — — Mag! — Mag! was machst Du denn da?“ unterbrach sich das alte Fräulein plötzlich, dem Bruder einen zürnenden Blick zuwerfend.

„Ich habe das Fenster ein wenig geöffnet, Lenchen,“ erwiderte der Hofrath kleinlaut.

„Damit Dir die scharfe Luft ins Genick bläst!“

„Aber wir haben ja Frühling und beinahe ein halbes Grad im Schatten.“

„Und wenn wir beinahe vierzehn Grad hätten, so wäre das doch kein Grund, sich in den Zug zu setzen, wenn man erhitzt ist. Und Du bist wieder ganz unvernünftig gelaufen, das sehe ich Dir an.“

„Ich ging allerdings etwas rasch. Du weißt, wenn ich so meinen Gedanken Auhienz gebe, passiert mir das gewöhnlich. Zudem bin ich ein großer Naturfreund. Das erste Grün entzückt mich und —“

„Ein steifes Genick und Ohrensausen dürfte Dich aber weniger entzücken, also habe die Gewogenheit, das Fenster zu schließen. Du bist der einzige Mensch, an dem ich noch hänge und folglich muß ich Deine Gesundheit so sorgfältig in Acht nehmen wie ein rohes Ei.“

Verlegen lächelnd kam Burgsdorf dem Wunsche seiner Schwester nach.

„Der Mann ist zuweilen wie ein zehnjähriges Kind,“ flüsterte diese der Braut zu. „Wenn ich nicht beständig die Hände über ihn hielte, würden wir schöne Sachen erleben.“

Bernau mahnte jetzt zum Aufbruch.

Natalie verabschiedete sich mit besonderer Herzlichkeit von Helene, welche auch ihrerseits warme, freundliche Worte fand. Die alte Dame liebte es, sich als Beschützerin zu zeigen. Ausgeprägtes Mitgefühl war ein hervorragender Zug ihres ehrlichen und festen Charakters und wer Rath und

Hilfe benötigte, wandte sich nicht vergebens an sie. Das rühmte ihr sogar die mürrische Magd nach, die doch stets behauptete, keinen angenehmen Tag bei dem Fräulein zu verleben, aber trotzdem dieses schwere Dasein bereits seit einem Vierteljahrhundert mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung ertrug.

In ihrem Hauswesen mußte Helene Burgsdorf freilich eine Kleinigkeitsrämerin genannt werden, die ein Fleckchen auf dem Fußboden, oder eine Fensterscheibe, die nicht spiegelblank erglänzte, in Harnisch bringen konnte. Peinliche Ordnung und Pünktlichkeit waren die Grundbedingungen der Zufriedenheit für sie. Ebenowenig, wie sie selbst niemals die Hände in den Schoß legte, gestattete sie auch Anderen, es zu thun. Ihre Tage waren von Kindheit an der Arbeit geweiht gewesen. Von niemals ermüdendem Schaffensdrang beseelt, hatte sie stets nur vorwärts gestrebt und sich nicht Zeit gegönnt, bald hier, bald dort zu verweilen, um an den frohen Spielen und Tändeleien gleichalteriger Genossinnen theilzunehmen. So zogen Frühling und Sommer ihres Lebens vorüber, ohne daß sie daran dachte, die Blüten, die sich auch ihr, von dem Sonnenglanze der Jugend beschienen, zuneigten, zum Kranze zu winden; und als sie endlich Rast machte und zurückblickte — da war sie zu alt geworden, um sich noch nach jenen ungebrochenen Blumen zu bücken. —

Nur ein leises, flüchtiges Bedauern schenkte sie dem Unabänderlichen und schritt dann wieder rüstig und guten Muthes auf dem einmal betretenen Wege weiter, treu für den Bruder sorgend und stets bereit, sich energisch jedes bedrängten, hilflosen Wesens anzunehmen.

Die melancholische Schönheit Nataliens, der kummervolle Ausdruck und das kindliche Vertrauen, mit welchen diese ihre Betrübniß über das ablehnende Benehmen der ersten Familien H . . . schilderte, waren ganz geeignet gewesen, das Herz des alten Fräuleins zu rühren und zu gewinnen. Helene fühlte sich geneigt, das Mädchen viel milder zu beurtheilen, als sie vor mehreren Stunden noch für möglich gehalten hätte.

Tief verstimmt kehrte der Bräutigam nach Hause zurück. Die wenigen Worte, welche unterwegs gewechselt wurden, klangen zerstreut und gezwungen und auch oben in dem traulichen Gemache, das so viele heiße Liebeschwüre, so süßes Getöse und Geflüster vernommen hatte, blieb es heute auffallend still. Plötzlich umfaßte der Rechtsanwalt Natalie und küßte sie wiederholt und heftig. Diese stürmische Zärtlichkeit würde sie sonst beglückt haben, jetzt fühlte sie sich durch dieselbe gedemüthigt. Der Gedanke, bemitleidet zu werden, trieb ihr das Blut in die Wangen. Wenn Bernau getobt, wenn er die ganze Fülle seines Zornes über die eingebildete, hoffärtige Clique ergossen hätte, von der sie in nicht mißzuverstehender Weise zurückgewiesen worden, das würde den Sturm, den leidenschaftlichen Aufruhr in ihrem Innern besänftigt haben — sein Schweigen, die

## Die Dorfprinzessin.

Roman von W. W. Capri.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Innigkeit, mit der er ihre Hände brückte, und ihr Haar streichelte, reizte das stolze Mädchen. Es schien ihr, als wolle er sie über die erlittene Niederlage trösten und gerade deshalb empfand sie diese doppelt schmerzlich.

Wie beklemmende Gewitterschwüle lastete es auf den Weiden, bis Bernau sich gewaltsam von dieser unangenehmen Stimmung befreite und von dem nahen Hochzeittage und der beabsichtigten Reise nach der Schweiz zu sprechen begann. Seine glänzende Verebtsamkeit riß ihn selbst mit fort. Immer glühender wurden seine Worte, immer farbenreicher gestaltete sich das Zukunftsbild, welches er entwarf und endlich heiterte sich auch Nataliens Blick auf und der Schnee ihrer Wangen schien von zarter Morgenröthe überhaucht. Aber in ihrer Seele blieb es trotzdem dunkel und der stets wieder neu aufwallende Groll wollte sich nicht einschläfern lassen.

„Wäre es nicht um die Mutter, der ich versprechen mußte, zu bleiben, so würde ich wünschen, wir kämen niemals wieder hierher,“ sagte sie. „Ich glaube, daß ich anfangen werde H. . . und seine Bewohner zu hassen. Was es nur Bitteres und Kränkendes giebt, habe ich in dieser Stadt schon erfahren.“

„Vergiß nicht darüber, daß wir uns hier fanden,“ erwiderte der Rechtsanwält. Bereits im Begriffe, zu scheiden, kehrte er nochmals zurück, schloß sie in die Arme und drückte einen langen Kuß auf ihre wie im Fieber brennenden Lippen.

Am Fenster stehend, blickte sie ihm nach und winkte mechanisch mit dem Taschentuch. Das Gefühl der Schmach und Erniedrigung war in diesem Augenblick gewaltiger als die Liebe. Minutenlang starrte Natalie in die Straße hinab.

Eine Stunde mochte verfloßen sein, als die Einsame plötzlich aus ihrem dumpfen Brüten geweckt wurde. Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Ueber den dicken persischen Teppich gehend, war Jemand mit unhörbaren Schritten näher gekommen. Natalie wandte sich um und sah ihre Mutter vor sich stehen.

Die hohe Gestalt der Wittwe schien heute weniger gebeugt als sonst. Ihr schmales, blaßes, von silberweißem Haar umrahmtes Gesicht hatte einen beinahe feierlichen Ausdruck.

„Was erpreßt Dir Thränen an einem Tage, der Dich stolz und glücklich machen sollte?“ fragte sie.

„Stolz und glücklich? Kann ich das jemals sein? Lastet nicht immer der Fluch der Schande auf mir? — Man hat mich gebemüthigt, in den Staub getreten, so tief — o, so tief erniedrigt, daß ich noch auf meinem Sterbebette an diese Stunden der Qual zurückdenken werde!“ Das Mädchen war aufgesprungen. Aus ihren Augen schoß der Haß seine flammenden Blicke.

„Sprich ruhig und geberde Dich nicht wie eine Wahnsinnige!“ gebot Marianne streng.

(Fortsetzung folgt.)

Soll g'sehen, Hofbauer, soll alles g'sehen, wie Ihr wollt!“ sagte Sepp mit breitem Lachen, indem er sich Mühe gab, nicht aufzujuchen, was ihm, dem Kranken und grämlichen künftigen Schwiegervater gegenüber doch nicht ganz am Platze geschienen hätte. Doch fügte er in seiner dankbaren Herzensinbrunst hinzu: „Ihr sollt gute Kinder an uns haben — verlaßt Euch drauf, Hofbauer! Die Christl muß lernen, was man einem guten Vater schuldig ist.“

„Laß diese Pedensart, Sepp, und bring' die Christl her, damit ich hören wie's mit ihr steht; noch hab' ich ja kein Wort von ihr in dieser Sach' gehört!“

Sepp eilte davon, und es dauerte nicht lange, so stand die Gerufene vor dem Vater. Der Großnecht hielt sich etwas fern im Hintergrunde; es war ihm in der Nähe des Mädchens doch nicht recht geheuer.

Der Hofbauer betrachtete sein Kind eine ganze Weile schweigend. „Der Sepp da,“ sagte er endlich, der wirbt um Dich; er sagt mir, daß ihr einig seid. Der Sepp ist ein braver arbeitssamer Mensch, dem nichts vorzuwerfen ist, und Du magst ihn in Gottes Namen zum Mann nehmen. Ich geb' meinen Segen dazu.“

Werkwürdig! Der Christl wurde bei dieser, für sie gewiß unerwarteten Einwilligung des nachsichtigen gütigen Vaters nicht weich ums Herz; sie ergriff nicht im Drang unwiderstehlichen Dantgefühls dessen Hand; sie stammelte nicht beschämt und erröthend Worte der Liebe; sie rief nur lech und trohig: „Was? Ich soll bereits einig mit dem Sepp sein?“ und schlug eine große Lache auf, die dem Hofbauer das Herz erzittern ließ, ihm das Haar sträubte und den Sepp, halb vor Ueberraschung, halb vor Wuth aufschreien machte.

War es denn möglich, war es denn auch nur denkbar, daß dieses Mädchen dasselbe frevelhafte Spiel zu wiederholen sich anschickte, welches ihren unglücklichen Vater so arg an seiner Ehre geschädigt, sein Manneswort, daran jeder früher wie an's Evangelium geglaubt hatte, entweiht und ihr die allgemeine Verachtung zugezogen hatte? Das durste nimmermehr geschehen. Energischer als man es dem Kranken zugemüthet hätte, erhob er das Haupt und donnerte ihr mit blickenden Augen zu: „Was soll das heißen? Neb! Hast Du ihm's Heirathen versprochen oder nit?“

„Versprochen? Nein! Ich hab' ihm nur erlaubt Erch zu fragen, Vater.“

„Das ist dasselbe, das ist genug, mein' ich; gefragt hat er mich, und ich sag' Ja!“

„Ich aber sag' Nein!“ erklärte Christl kurz und lech, mit einem Blick, dessen Frechheit selbst ihr schönes jungfräuliches Angesicht geradezu häßlich erscheinen ließ. Sepp rang vergeblich nach Worten;

der Schrecken benahm ihm fast die Sprache. „Christl! Christl!“ Das war alles was er hervorstemmen konnte.

„Nur ruhig, Sepp!“ sagte der Hofbauer; jetzt hab' ich es mit der da zu thun; mich laß reden!“ Und sich an seine Tochter wendend fuhr er fort: „Warum sagst Du jetzt „Nein“, Christl, nachdem Du selbst ihn zu mir geschickt hast?“

„Warum? Ich könnt' einfach antworten: Ich will nit! Ich mag nit! Und es müßt' so auch gut sein; zwingen kann mich niemand.“

Der Hofbauer erhob sich halb. Der Zorn, die Empörung gaben ihm in diesem Moment die Kraft früherer Jahre, als er, mit eiserner Faust die Tochter um das Handgelenk ergreifend, sie zu sich heranzog und sie auf die Knie zu sinken zwang. „Das Spiel wirst Du nimmer wiederholen!“ sagte er mit furchtbarer Stimme, „oder die Faust da, in der ich, Gott sei's gedankt, noch eine Kraft spür', faust nieder auf Deinen eigensinnigen Schädel! Besser todt als grundschlecht!“

Christl aber war nicht einzuschüchtern; kühn blickte sie in des Vaters blickende Augen, in sein geröthetes, furchtbar entstelltes Angesicht und rief: „Schlag' der Vater zu, aber es wird Euch reuen; ich nehm' ihn nit, weil er's nit werth ist, daß ich an ihn nur dent'. Er hat mich hintergangen!“

„Er Dich hintergangen?“ Die Faust des alten Mannes löste sich von ihrem Handgelenk; er wandte den Blick ab von seinem Kinde auf den Großnecht.

Der aber rief in seiner Seele tiefster Empörung: „Sie lügt! Glaubt es ihr nit, Hofbauer! Sie lügt! So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich hab' nie einen andern Gedanken gehabt als sie; ich weiß nit, was sie damit sagen will!“

„So? Na, so frag' ihn der Vater halt, ob es wahr ist oder nit, daß er, es sind keine zwei Wochen her, Nachts in der Marie ihre Kammer g'stiegen ist!“

„Was?! O, Du grundschlechte Dirn' Du! Dies willst Du behaupten? Durch den erlittenen Verrath fast zum Wahnsinn gebracht, stürzte Sepp mit erhobener Faust auf Christl zu.“

Doch zwischen ihm und ihr erhob sich der abwehrende Arm des Vaters, und es war ein etwas in dem Gebahren des Hofbauers, was dem Knecht Grauen einflößte und ihn zwang, zurückzuweichen.

„Wenn Ihr mir nit glaubt, Vater,“ fuhr Christl fort, „so fragt den Wildner Anton, der ihn dabei erwischt hat, wie er grad' aus der Kammer von Eurem Liebling, der tugendhaften Marie, die mir ja alleweil als Muster aufgestellt wird, herausg'stiegen ist. Unten hat's dann ein Balgen gegeben, und den andern Tag hat es das ganze Dorf gewußt, woher der Sepp seine g'schwoll'ne Backen hat!“

Bisher hatte Sepp nur mit Mühe an sich gehalten; nun aber brach er mit der Gewalt eines tosenden Wildwassers, das die Wehre durchbrochen, los: „O, Du unverschämte Dirn', Du — Du Satan, Du — Gottverlassene! Laß mich zu ihr,“

Hofbauer, — laßt mich zu ihr, daß ich das Schandmaul, das lügenhafte mit meiner Faust stopfe! So keck bist' und so vermogen, daß Du mich mit dem anschuldigst, was Du selber von mir verlangt hast und mir versprochen hast, mein Weib zu werden, wenn ich's ausführ'? Da soll doch gleich der Donner d'reinschlagen und der Blitz vom Himmel! Denken hätt' ich mir's können — denken, daß Du's mit mir g'rad' so vorhaben wirst, wie mit den andern. Und jetzt horcht auf, Hofbauer! Laßt Euch die Geschichte' erzählen, damit Ihr's inne werdet, daß es in der ganzen weiten Welt keine schlechtere Dirn' giebt, als Eure Tochter!"

"Wahr ist's, ich bin durchs Fenster in der Marie ihre Kammer g'stiegen, — aber — die Kammer war leer. Die Marie ist derweil bei Euch g'wesen und hat Euch gewartet und gepflegt; das könnt Ihr Euch wohl selber vorstellen, Hofbauer, daß, wer gestern noch brav g'wesen ist und es immer war, nit so mir nichts, Dir nichts, über Nacht ein Nichtsnutz wird, daß also die Marie an der ganzen Sach' unschuldig ist. Dort steht die Schuldige, die Ursach' zu ihrem Unglück, trozig, keck, ohne Gefühl, ohne Reu' und Scham! Die Christl hat mich angelernt, das zu thun, und hat's so einzurichten g'wußt, daß mich der Anton dabei erwischen soll, damit er die Marie für schlecht hält!"

"Und ich — Gott in Deinem Himmel, hunderttausend mal thu' ich's bereuen, — ich hab's richtig gethan, ich verliebter Tolpatsch — weil sie mir gesagt hat, daß ich sie dann, aber erst dann zum Weib bekomme. Und heut', wo's Unglück fertig ist, wo das arme, unschuldige Dirndl, die Marie, verhandelt und verleumdet in allen Mäulern ist — jetzt — na, Hofbauer, Ihr habt's gehört, und jetzt sagt mir, ob Ihr nit selber als Vater eingestehen müßt, daß es auf der ganzen Welt kein schlechteres Frauenzimmer mehr giebt, als Eure Tochter!"

Der schwergeprüfte Mann sagte gar nichts; sein Blick wurde starr, es fauste und brauste ihm in den Ohren und trieb ihm die Gehirnwände fast auseinander. Ein Schmerz ging durch sein Gesicht; er wollte reden, aber die Sprache versagte ihm. Ein unverständliches Stammeln war alles, was die gelähmte Zunge hervorbrachte; der schwere Körper glitt vom Lehnstuhl hinab und schlug, vornüber stürzend zu Boden.

Mit einem Schreckensschrei stürzte Christl auf den Vater zu.

Vollständig ernüchtert, erhob Sepp den vom Schlag Betroffenen und bettete mit Hilfe der herbeigerufenen Knechte den leblosen Körper auf sein Lager.

Seitdem lag der Hofbauer fast wie ein Leichnam da, wenn auch in Folge der von dem herbeigerufenen Arzt angewendeten Mittel ein Theil der unterbrochenen Lebenserscheinungen wieder zurückgekehrt war. Jeder, der den Kranken sah, mußte erkennen, daß die schwache Lebensflamme im Verglimmen begriffen sei. Der Kranke war

zwar bei vollkommener Besinnung: er erkannte jeden, der sich ihm nahte, auch hörte er alles, was man zu ihm sprach; er nickte bejahend auf eine Frage oder verneinte dieselbe durch ein leichtes Kopfschütteln; aber jeder Sprechversuch wurde zum unverständlichen Lallen.

So oft sich Christl dem Leidenden nahte, glühte es dunkel auf in seinen Blicken, und seine Linke winkte sie hinweg, so daß sie zuletzt garnicht mehr wagte, in seine Nähe zu kommen.

Dies ließ Marie, die den Kranken nicht verlassen durfte, vermuthen, daß es wieder einen peinlichen Auftritt zwischen Vater und Tochter gegeben haben mußte.

Doch auch, als er eines Tages den Großknecht im Zimmer sah, hatte die gesunde Hand energisch nach der Thür gewiesen. Was mochte Sepp, der dem Hofbauer immer so treu ergeben gewesen war, dem Herrn wohl für eine Veranlassung gegeben haben, ihm zu zürnen? Das konnte niemand aufklären.

Mit dem Burschen war überhaupt nicht mehr zu sprechen; er ging wie verstimmt umher, that seine Arbeit wie im Traum, wanderte des Nachts, statt zu schlafen, wie ein Wachhund im Hof umher und aß fast nichts. Der Großknecht befand sich in einem schwer zu beschreibenden seelischen Zustand. Die Leidenschaft für Christl war gänzlich erloschen; er dachte nur noch daran, wie er sich an dem Mädchen rächen könne. Eines Tages stand er in Gedanken versunken unter den Bäumen des Gehöftes da, als Christl mit spöttischem Blick, die Lippen zu einem hohnvollen Lachen gekräuselt, an ihm vorüberging. Sein Blut wallte auf. Alles, was er durch diese Dirne erlitten, wirbelte ihm durch das Hirn, und seiner selbst nicht mehr mächtig, spuckte er vor ihr aus. Diesem anzweideutigen Ausdruck des Hasses und der Verachtung ließ er ein energisches "Pfui Teufel!" folgen.

"Was unterstehst Du Dich, Mensch?!" rief Christl, mit vor Zorn geröthetem Antlitz vor ihm stehend bleibend. Das, was dieser Knecht jetzt gethan, hatte noch niemand gewagt; es traf sie wie ein Faustschlag ins Gesicht.

Mit blitzenden Augen fuhr er sie an. "Schau' mir nicht so frech ins Gesicht, Du unverschämte Dirne Du! Schlag' die höllischen Augen nieder und schäm' Dich in Deine verborbene Seele hinein! Was ich mich untersteh', fragst Du? Was sich jeder unterstehen sollt', der Dich so recht kennt wie ich!"

Christl bebte vor Wuth. "Zu schämen hast nur Du Dich, Sepp," erwiderte sie, "daß Du Dich von einem Mädchen so hast bei der Nas' herumführen lassen. Es giebt ja gar keine Straf' auf der Welt, die groß genug wäre für Deine thurmhohe Keckheit, zu glauben, die Hofbauer-Christl werde Dich wirklich zum Manne nehmen. Die Christl den Sepp! Hahaha! Die Christl, die, wenn heut' ihr Vater die Augen zunacht, viele Tausende im Vermögen haben und die Besitzerin von dem schönen großen Haus da sein wird, auf welches

eine jede gnädige Frau stolz sein könnt! Die Christl wird sich den Knecht, den widerwärtigen Sepp, als Hausherrin hinfsetzen, in den ersten Stock vielleicht gar, grad' ins Staatszimmer, neben sich. Hörst Du, Sepp, — das zu glauben war doch gar zu toll — gar zu dumm — und darüber hast Du Dich zu schämen!"

"Schau, wie sündhaft Du bist!" erwiderte Sepp in ehrlicher Entrüstung. "Noch lebt Dein Vater, und Du kannst in der herzlosesten Weise in aller Ruhe von seinem Tod reden? Wenn Du zehn Stück Häuser hättest und wolltest mich jetzt, mit dem Fuß thät ich Dich wegstoßen, wie einen räudigen Hund."

"In die Gefahr kommst' freilich nit," entgegnete Christl lachend, "und was meinen Vater betrifft, so wünsch' ich ihm langes Leben; aber, da siehst ja jedes Kind, daß der arme Mann schon fast im Sterben liegt. Geschieht das Unglück, dann mach' ich hier Kehraus mit dem ganzen Gesindel, welches aus- und eingeht, vor allem aber mit dem grundgescheidten Müller-Sepp, der darauf spekulirt hat, als Hausherr in dem warmen Nest zu sitzen!" Und damit ging sie stolz davon.

Der Bursche stand noch lange Zeit an derselben Stelle, den Blick vor sich hin auf den Boden gerichtet, im tiefsten Nachdenken da. Wie sehr haßte er dieses verächtliche Geschöpf! Wie war es nur möglich, daß er ein so herzloses Weib hatte lieben können! Doch es war noch nicht aller Tage Abend.

Die Nacht war hereingebrochen; ein starker Sturmwind hatte sich erhoben. Der Wind pfiß und heulte durch die Schornsteine herab in die Stuben, als hätte die Natur eine Legion zerstörungslustiger, verderbenbringender Kräfte losgelassen. Auf der Straße, auf welcher er den Staub bald in riesigen Wirbeln emportrieb, bald in rollender Bewegung vor sich herjagte, war niemand mehr zu sehen, mit Ausnahme des alten Nachtwächters, der gewohnter Weise in singendem Ton sein Sprüchlein anstimmte, obwohl die gewaltige Stimme der Natur jeden Ton verschlang.

Mit Ausnahme einzelner, trüb durch die staubbedeckten Fenster schimmernder Lichtlein war alles dunkel vor den Häusern und innerhalb derselben.

Im Hofbauernhause sah der Eigentümer derselben seinem Ende entgegen. Der Tod tritt einen harten Kampf um diesen einst so wetterharten Körper, gegen diese zähe Lebenskraft. Lag der Kranke auch schon längere Zeit theilnahmslos da, so war doch wieder ein Tag gekommen, an welchem sich die Kräfte hoben und ein Aufleuchten der Besinnung, sowie eine entschiedene Besserung bei seiner Umgebung die Hoffnung auf Wiederherstellung hatte aufkommen lassen.

In den letzten Tagen aber waren die Kräfte des Dulbers so sehr gesunken, daß der Arzt meinte, er werde keine vierundzwanzig Stunden mehr leben.

Soeben war Christl in ihre Kammer gegangen; gedankenvoll hatte sie ein paar Stunden am Bette des Sterbenden zuge-

bracht, bis der Schlaf sich zur gewohnten Stunde bleiern auf die Augenlider der gefunden, kräftigen Dorfschönheit legte. Schon halb schlafend, mit dem Auftrag, sie zu wecken, wenn es nöthig sein sollte, stieg sie die Treppe hinauf, die zu ihrem auf das geschmackvollste eingerichteten Zimmer führte.

In dumpfer Betäubung lag der Kranke inzwischen auf seinem Schmerzlager; nicht weit von ihm saß Marie, in tiefen schmerzlichen Gedanken vor sich hinstarrend, als der Oheim wieder einmal laut aufstöhnte und sie aus ihrer Versunkenheit zur trüben Gegenwart zurückrief.

Der Mann der da so hilflos vor ihr lag, war ihr, der Verlassenen, ein so gütiger Vater geworden, und sie konnte nichts für seine Genesung thun. Mit ihm verlor sie den einzigen Menschen, der ihr eine Stütze gewesen, der ihr gütig und liebevoll gesinnt war. Denn Anton, so sagte sie sich seufzend, mit dem war es nie wieder so geworden, wie es früher gewesen, und wie lange noch, dann würde sich das arg gelockerte Band ganz lösen.

Schwere Thränen flossen über das bleiche Gesichtchen, das so deutlich die Spuren tiefen Grams trug.

Es war so still um die weinende Krankenpflegerin. Die Gewalt des Windes hatte nachgelassen; der Leidende, dem sie den kühlenden Trank eingelöst, lag ebenfalls ganz still da.

Erschöpft von vielen Nachtwachen, ermattet vom Weinen, schloß endlich auch Marie die Augen zu kurzem Schlummer. Es waren recht unruhige Träume, welche ihren Schlaf störten. In winidschnellem Fluge fuhr sie auf der Landstraße dahin; Hügel, Wälder und Gehöfte glitten so rasch an ihrem Auge vorüber, daß sie Einzelheiten und Merkmale der Gegend nicht unterscheiden konnte. Ebenso wenig vermochte sie, obwohl es lichter Tag war, die Züge der Frau, die mit abgewandtem Gesicht neben ihr im Wagen saß, zu erkennen. Voller Sonnenschein lag auf dem Weg, und von fernher glitzerten die Wasser eines großen Stromes. Diesem trugen sie in wilder Flucht die scheu gewordenen Rosse, die niemand lenkte, entgegen. Sie wollte rufen.

Plötzlich änderte sich der Traum. Hand in Hand mit Anton ging sie in dämmerndem Walbeschatten dahin. Um sie herrschte tiefe Stille. Schwiegen sie auch beide, so leuchtete doch aus ihren Augen die innigste Liebe; denn das edelste Glück wohnte in ihren Herzen. Da begannen die Blätter der Bäume sich zu bewegen, die hohen Kronen neigten sich zu einander, es rauschte und knisterte in den Aesten und im Buschwerk ringsum. Die Luft wurde schwer, sie hemmte den Athem und legte sich ihr erstickend auf die Brust, so daß Marie kein Wort hervorbringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie heilt die Natur?

Von Dr. Hans Frölich.

Natura sanat, medicus curat  
(die Heilung ist Sache der Natur,  
der Arzt hat nur dafür zu „sorgen“,  
daß sie hierbei nicht gestört wird).

Wenn wir uns in den Finger schneiden, so fließt sofort aus der Wunde Blut, und dadurch hat die Natur auch schon das Heilverfahren eingeleitet; denn das ausfließende Blut spült die bei der Verletzung etwa eingebrungenen, schmutzigen oder schädlichen Stoffe aus der Wunde heraus. Sind diese fremden Substanzen freilich in größerer Menge eingebracht, oder sind sie giftiger Natur, so genügt das ausfließende Blut allein nicht zur Beseitigung derselben. Es muß dann die ärztliche Kunst zu Hilfe kommen, wenn nicht gefährliche Entzündungen oder gar Blutvergiftung eintreten sollen. Auch bei größeren Verletzungen muß der Arzt die getrennten Wundränder miteinander verbinden und zusammennähen, und außerdem alles das fernhalten, was auf den Heilungsvorgang irgendwie schädlich einwirken könnte; auf den letzteren selbst jedoch, auf die organische Wiedervereinigung des Getrennten, hat der Arzt keinen Einfluß. Die Wachstums- und Neubildungsvorgänge in den Zellen der verletzten Gewebe geschehen ohne jedes Zutun menschlicher Heilkunst. Wohl staunen wir mit Recht über die riesenhafte Ausdehnung des Gebietes, welches die operative Chirurgie durch die antiseptische Wundbehandlung erobert hat und segnen die große Gedankthat ihres Erfinders Lister, welche es ermöglicht, zahllosen Verwundeten durch die Ausführung operativer Eingriffe das Leben zu erhalten, die Gesundheit wieder zu geben. Und doch besteht der hierdurch bestimmte Fortschritt nur darin, daß der jetzt unter dem Schutze der Antisepsis erlaubte chirurgische Eingriff dem krankhaften Prozeß überhaupt die Möglichkeit einer ungestörten Heilung verschafft. Aber diese Heilung selbst geschieht durch Vorgänge, welche der ärztlichen Machtsphäre entrückt sind.

Betrachten wir nun weiter an der Schnittwunde die Heilkraft der Natur. Dadurch, daß alsbald das Blut an der Luft gerinnt, bildet es auf der Wunde einen Pfropfen, „Schorf“ genannt, der die Wunde nach außen abschließt und sie vor Verunreinigung, vor Druck und Stoß schützt. Durch den Schnitt sind aber auch sehr viele der ganz feinen Blutgefäße (Kapillaren) durchtrennt worden, welche unseren Körper in unzähliger Menge als äußerste Verzweigungen des Blutgefäßsystems wie eine Röhrenleitung durchziehen. Man bedanke nun, welche heillose Unordnung sonst in einer Röhrenleitung angerichtet wird, wenn irgendwo z. B. ein Wasser- oder Gasrohr platzt. Sofort muß der Haupthahn geschlossen und die ganze

Leitung abgestellt werden. Und hier ist durch jenen Schnitt ebenso der Blutkreislauf unterbrochen, der aber keinen Augenblick stille stehen darf, weil sonst auch das Leben überhaupt aufhört. Wie hilft sich nun da die Natur? Durch das geronnene Blut, den Schorf, verstopft sich einfach die verletzte Stelle ganz von selbst und es bilden sich neue Blutröhren. Auch findet in der Umgebung der Wunde eine bedeutend erhöhte Blutzufuhr statt, damit möglichst schnell neue Gewebezellen, neues Fleisch und neue Haut erzeugt werden können; denn Blut ist der „Lebenssaft“, aus dem alle anderen Gebilde des Körpers sich abscheiden. Durch den vermehrten Blutzufuß pflegt auch die Umgebung einer Wunde geröthet, angeschwollen und sehr warm zu sein. Sind endlich die neuen Gewebe fertig und hat sich eine frische Haut darüber gebildet, dann hat der Schorf seine Schuldigkeit als Beschützer gethan und fällt ab. Und dies alles bewirkt die Natur ganz von selbst, ohne unsere Hilfe. Beim gelehrtesten medizinischen Professor findet die Heilung nicht vollkommener statt, als beim unkultivirtesten Hottentotten.

Betrachten wir ein anderes Beispiel. Wenn uns etwas ins Auge fliegt, so fängt dasselbe bekanntlich sofort an zu thränen. Dies ist von überaus großem Vortheil, denn dadurch kann der Fremdkörper das Auge nicht mehr mit seinen spitzen Ecken oder Kanten verletzen, sondern er schwimmt jetzt frei in dem Augenwasser und kann nun leichter entfernt werden, oder fließt sogar mit den herabrollenden Thränen von selbst heraus. Nur wenn der Gegenstand besonders groß ist, müssen wir nachhelfen oder uns helfen lassen. Für gewöhnliche Fälle aber hat eben die Natur das Auge auf Selbsthilfe angewiesen durch Schaffung der Thränenrüsen, welche bei der geringsten Reizung das Auge mit Strömen reinigenden Wassers überspülen.

Sind Staub oder Speisetheile in die Stimmritze oder in die Luftröhre gerathen, dann entsteht sofort ein furchtbarer Hustenreiz, durch welchen mit explosionsartiger Heftigkeit die fremden Körper herausgeschleudert werden. Würde sich die Natur auf diese Weise nicht selbst helfen, so kämen häufig Erstickungen vor, oder es müßten wenigstens sehr oft schwere Operationen gemacht werden, um den Fremdkörper zu entfernen. Dies ist wirklich nöthig, wenn ein zu großer Gegenstand, z. B. ein Knochen, sich im Halse festgesetzt hat, so daß die natürliche Kraft des Hustens allein zu seiner Herausstoßung nicht mehr genügt. Dann muß der Arzt operativ eingreifen, wenn der Patient nicht etwa schon vorher an Erstickung zu Grunde geht.

Auch der Magen weiß sich bei Gefährdung seines Wohlergehens zunächst selbst zu helfen. Wird ein giftiger Stoff geschluckt, so stellt sich Erbrechen ein und befördert ihn schleunigst wieder nach außen. Dasselbe geschieht, wenn wir uns den Magen durch zuviel Essen oder Trinken überladen haben, so daß er nicht alles ver-

bauen kann. Dabei benimmt sich also unser Magen eigentlich klüger als wir selbst.

Diese Beispiele von der Heilkraft der Natur mögen genügen, um zu zeigen, welcher fürsorglichen Schutzengel wir in ihr besitzen. Daher besteht auch die Hauptaufgabe der ärztlichen Kunst zunächst darin, den Heilungsprozeß der Natur zweckmäßig zu unterstützen und die Ursachen der Krankheit zu beseitigen. Vielfach ist es eben nur eine Vernichtung der Krankheitsursache, nicht der Krankheit selbst, was man als Heilung bezeichnet. Wenn z. B. verschluckte Kalilauge durch sofort gereichten Essig unschädlich gemacht wird, so hat man zwar ein „Heilmittel“ angewendet, aber man erreicht dadurch doch nur eine Vernichtung des Krankheitsregers, nicht eine Heilung der vorhandenen Haut- und Magenverletzung; diese kann einzig und allein durch die Natur bewirkt werden. Die ärztliche Heilkunst vermag einmal die Natur nicht zu meistern, sondern kann ihr nur treu beobachtend folgen. Aber gerade die Wahrung dieses Grundsatzes verbürgt ein wirklich hülfreiches Können, sie liefert auch den Schlüssel zu dem Geheimniß des mächtigen Erfolges der wahrhaft großen Aerzte.

**Gemeinnütziges.**

Die Zitrone als vielseitiges Heilmittel. In keiner Hausapotheke sollte die Zitrone fehlen, da ihr Saft von mannigfacher Heilkraft ist. Entzündungen und Geschwürbildungen heilt der Saft, Verhärtungen zertheilt er, selbst die gegen alle Mittel so hartnäckigen Warzen gehen unfehlbar fort, wenn man Zitronenscheiben, die alle sechs Stunden erneuert werden müssen, darauf bindet. Leichte Fieber und Gichtzustände, Blutwallerungen und dergleichen werden durch Zitronenlimonade beseitigt. Erkältungen durch dasselbe Mittel, wenn man es mit heißem Wasser bereitet. In allen Fällen ist der Zitronensaft schweißtreibend, reinigend, lösend, kühlend und heilend zu gleicher Zeit, daher ein echtes Universalmittel.

Rauchregeln. Zehn Rauchregeln sind zusammengestellt von Dr. E. Raibel und lauten wie folgt: 1) Rauche nie eine Zigarre weiter, die nicht zieht oder nicht luftdicht ist, kurz eine solche, die nicht brennt, denn unter solchen Umständen geht viel Nikotin in den Rauch über und damit auch in den Körper des Rauchers. 2) Rauche in der Pfeife nur ganz leichten Tabak; schwerer Tabak entwickelt namentlich in Pfeifen, wo der Luftzutritt meist ungenügend ist, viel Nikotin. 3) Hüte Dich vor dunklen Zigarren; sie enthalten, da sie eine starke Gärung durchgemacht haben, viel Ammoniak. 4) Da erfahrungsgemäß importierte Havana-Zigarren am schädlichsten wirken, so rauche man dieses Kraut nur selten, höchstens 1-2 Stück im Tag

und dann stets nach Tisch. 4) Rauche nie eine Zigarre bis zum Ende. Je kürzer die Zigarre wird, desto schwerer wird sie. Hüte Dich auch vor dem Schlucken des Rauches, denn der Magen wird durch das scharfe Nikotin gereizt. 6) Rauche womöglich keine Zigarre, die ausgegangen und liegengelieben ist, von neuem an. 7) Wenn irgend möglich, so rauche aus einer Pfeife mit recht langem Rohre, weil sich sonst mit der Zeit viel Nikotin ansetzen würde. 8) Rauche weder Zigarre noch Zigarette ohne reinliche Zigarrenspitze; durch Krauen und Zerbeißen der Zigarre gelangt viel Nikotin in den Speichel; zudem können durch Zigarren gewisse Krankheiten, wie z. B. die Schwindsucht, übertragen werden. 9) Kein Mensch soll vor seiner vollständigen, körperlichen Ausbildung, also etwa vor dem 20. Lebensjahre rauchen. 10) Weder Zigarre, Zigarette, noch Pfeife rauche man, ohne Lust dazu zu haben.

Nüsse aufzufrischen. Alte Nüsse auffrischen und ihnen die ursprüngliche Frische und ihren Geschmack wiedergeben kann man, wenn man sie sechs bis sieben Stunden in reines, mit etwas Salz gemischtes Wasser legt. Die Feuchtigkeit dringt nach und nach durch die Poren der Schale in das Innere der Nuß, schwellt den Kern an und macht ihn wieder so frisch, daß man die gelbe und bittere Haut wie bei frischen Nüssen abnehmen kann. Die gleiche Auffrischung läßt sich schon in einer Stunde erreichen, wenn man statt kaltem, warmes Wasser nimmt.

Verfälschte Seide zu erkennen. Man verbrenne ein Nüsterchen schwarzen Seidenstoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. Verfälschte Seide, die leicht speckig wird und bricht, brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert, und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht.

Waldmeister für den Winter aufzubewahren. Man nehme frisch gepflückten Waldmeister, wasche denselben und trockne ihn sorgfältig. Auf 1/2 kg Waldmeister rechne man 1-1 1/2 kg Zucker und lege in ein entsprechend großes Einlegeglas abwechselnd Zucker und Waldmeister und binde das Glas mit Pergamentpapier fest zu. Beim Gebrauch nehme man nur den Zucker, löse denselben auf und gebe leichtes Moselwein hinzu.

**Humoristisches.**

Kleiner Irrthum. Fräulein: „Sehen Sie nur, wie wild mich die Kuh anguckt.“ — Bauernmagd: „Das macht Ihr rother Sonnenschirm, Fräulein.“ — Fräulein: „Allmächtiger Gott! Er ist ja etwas aus der Mode, aber ich glaubte nicht, daß die Kuh das merken würde!“

D, diese Ewen! Sie: „Schau, Oskar, ich hab' meinen alten Hut wie neu herrichten lassen — dazu kann ich doch jetzt unmöglich das alte Kleid anziehen!“

Mißverständnis. Graf: „Morgen reise ich auf ein Vierteljahr nach Italien, Fräulein

Marie. Werden Sie mir bis dahin auch ein gutes Andenken bewahren?“ — Balleeteuse: „Gewiß, Herr Graf, geben Sie es nur her!“

Frauenblick. Frau A.: „... Die kleine Ella wäre schon eine Frau für Deinen Bruder. Sie ist jung, hübsch, sehr gebildet, wirtschaftlich, hat ein gutes Herz, ist erst 19 Jahre alt.“ — Frau B.: „Mit einem Worte: Sie hat nichts?“

Radikalmittel. Frau (zu ihrem Gatten, Chemiker): „Du sagtest mir gestern, ich solle das Tisch Tuch die Nacht im Freien lassen und die Obstflecke würden verschwinden! Nun gut, das that ich.“ — Mann: „Und die Flecke sind fort?“ — Frau: „Ja, aber das Tisch Tuch auch!“

Begriffsverwirrung. Professor: „Um Alles, was ich für und wider den Vegetarismus angeführt, noch einmal kurz zusammenzufassen, möchte ich sagen: Von allen Mehlspeisen ist doch Fleisch das beste Gemüse.“

Verschiedenes Pech. Junger Herr: „Ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll, zu einer Verlobung zu kommen. Ich habe darin merkwürdig Pech.“ — Aelterer: „Ich hatte immer das entgegengesetzte Glend — immer die größte Mühe, daß es zu keiner Verlobung kam.“

**Der schönste Frühling!**

Der Frühling des Jahres,  
Wie glänzt er im Mai!  
Doch wenige Wochen,  
Dann flog er vorbei.

Der Frühling der Jugend,  
Wie blüht er so schön!  
Doch wenige Jahre,  
So muß er verweh'n

Der Frühling des Herzens,  
Ein schönes Gemüth;  
O lieblichste Gabe,  
Die nimmer verblüht!

**Räthsel.**

Den Ersten hat der Sklave,  
Der Freie hat ihn nicht;  
Den Zweiten führt der Brave,  
Doch führt ihn nie der Wicht;  
Der Dritte ist im Rheine,  
Doch nicht in Don und Kur.  
Der Vierte in der Leine,  
Doch nicht in Maß und Mur;  
Der Fünfte steckt im Schmause,  
Doch nimmer in dem Mahl,  
Der Sechste ist im Hause,  
Doch nicht in Flur und Saal,  
Der Siebente im Nachen,  
Er fehlt in Rahn und Boot;  
Den Achten sucht im Lachen,  
Doch nicht in Gram und Tod.  
Im Sträußchen und im Kranze,  
Im Wiesenthal, im Beet,  
Ihr oft das holde Ganze  
Bei seinen Schwestern seht.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:  
Falter, Alter, Falte.

**Freudig überrascht und entzückt**

werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantirt.

**Jacoby & Co., Neubrandenburg.**

**Auskunfts.**

Bureau von Gustav Paul, Berlin N., Oranienburgerstraße 66 ertheilt über Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

**Wollen**  
Sie Uhren u. Goldwaaren direkt aus der Fabrik beziehen, so lassen Sie sich meinen Illustrierten Pracht-Catalog gratis u. franco kommen.  
**G. A. Lindes, Braunschweig,**  
Uhren- u. Goldwaarenfabrik.

Gegründet 1878.  
**Tapeten - Versandt.**  
Musterkarten an Private und Bauherren gratis.  
**Ahorn & Biel, Heidelberg.**  
Tapeten-Fabrik, Fabrikpreise.